

Nr. 38. Bydgoszcz/Bromberg, 17. Februar 1938



(25. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Helbings eiliger Eintritt hindert ihn am Weitersprechen.

„Also, Bernd, du siehst, ich habe mich nach Tunlichkeit beeilt."

„Dank dir, Franz. Hier ist der Ring, und das ist Herr Tasler, der ihn mir brachte und uns nun alles Nähere darüber mitteilen wird. Bitte, behalten Sie Platz, Herr Tasler, und du, Franz, setze dich hierher. So . . ."

„Darf ich etwas weiter ausholen, meine Herren, ohne Ihre Ungeduld zu erregen?"

„Gewiß . . ." nickt Bernd.

„Es ist nämlich nötig, damit Sie verstehen, wieso ich den Ring als Rainersches Eigentum erkannte und warum ich mir sagte, daß er wohl widerrechtlich entwendet worden sein muß."

Bernd zuckt zusammen wie unter einem Peitschenhieb. Wohl bemerkt es Helbing, nicht aber der Alte, dessen sich eine gewisse Erregung bemächtigt hat. Trotzdem er sich räuspert, klingt seine Stimme ein wenig heiser, als er erzählt:

„Als junger Mensch war ich Arbeiter in einer Fabrik zur Erzeugung von Similibrillanten, Straß-Steinen und dergleichen. Ich war nicht ungeschickt und hätte mich wohl ehrlich hocharbeiten können. Aber ich war leichtsinnig und maßlos verliebt in eine Frau, der ich nur durch Geld imponieren konnte, weil das eben das einzige war, das Eindruck auf sie machte. So bin ich der Verführung erlegen, die mich unehrlich werden ließ. Ich habe unter der Hand Imitationen angefertigt, die meine Auftraggeber benutzten, um damit ihre Diebstähle zu decken. Das ging einmal gut, ein zweites, und dann noch ein drittes Mal. Dann flog die Sache auf. Für mich galt nun: mitgefangen, mitgehangen... Mein Offizialverteidiger war Justizrat Bernhard Rainer . . ."

„Großvater . . ." flüstert Bernd.

„Ja, aber der alte Herr ließ diese Sache von seinem Sohn führen, der eben als junger Anwalt in die Kanzlei eingetreten war . . . Mein Fall ist Ihres Herrn Vaters erstes Plädoyer in Moabit gewesen und gleichzeitig sein erster Erfolg als Strafverteidiger. Mein Schicksal hat ihn menschlich so sehr gepackt, daß er sich ganz besonders für mich eingesetzt hat. So hat er es mir wenigstens gesagt, als ich mich bei ihm bedanken wollte . . . Natürlich: straflos konnte ich nicht ausgehen. Aber die mildernden Umstände haben das Strafmaß beträchtlich herabgesetzt. Ich kam nach Plötzensee. Aber der Herr Doktor Rainer hat mich auch dort nicht vergessen; auf Grund meiner guten Führung, die er vom Vorsteher erfragte, hat er ein Gnadengesuch gemacht. Und als ich dann wirklich früher freikam, hat er sich auch bemüht, mich in einer Glasschleiferei unterzubringen. Das freilich ist ihm auf die Dauer nicht geglückt. Der Makel haftete nun mal an mir, verfolgte mich immer und überall. Und wenn ich wirklich schon einmal irgendwo warm werden wollte, da kam immer wieder dieser dunkle Punkt aus meiner Vergangenheit zum Vorschein, und ich mußte gehen. In den Augen mancher Rechtschaffener hatte ich noch nicht genug gebüßt. Oh, wie können Menschen doch grausam sein . . ."

Nach einer kleinen Pause setzte Tasler fort:

Herr Doktor Rainer aber war gütig. Und ebenso gütig seine schöne, junge Frau. Sie kam einmal zufällig ins Bureau, als ich gerade dort war . . . ja, hierher, in dieses Zimmer . . . Nämlich: Herr Doktor Rainer hatte mir schließlich für die Errichtung einer kleinen Werkstatt etwas Geld vorgestreckt, damit ich mit eigener Erzeugung bei billigst kalkulierten Preisen doch einigermaßen mit den großen Fabriken konkurrieren und unabhängig mein Leben fristen konnte. Tatsächlich habe ich das damit auch bis zur Stunde redlich getan und nach und nach die Geldschuld bei meinem Wohltäter abgezahlt. Ja, und als ich gerade eine Rate in der Kanzlei ablieferte — der Herr Doktor empfing mich immer selbst und ließ sich von meinem Ergehen erzählen — da sah ich Ihre Frau Mutter. Sie holte sich den indischen Brillantring, weil am Abend irgendein großer Empfang war, zu dem sie diesen Schmuck anlegen wollte. Sie hat ihn mir gezeigt und so lieb mit mir geplaudert, als wäre ich ihresgleichen. Damals hat sich mir dieser Ring so eingeprägt, daß ich ihn gestern auf den ersten Blick erkannte."

Interessiert beugt Helbing sich vor:

„Von wem haben Sie den Ring bekommen?"

„Von einer jener dunklen Existenzen, die in all den Jahren immer wieder zu mir gekommen sind, um Imitationsanfertigungen zu bestellen; denn in diesen Kreisen hatte man sich meinen Namen und mein Vergehen ebenso gemerkt — wenn auch zu anderem Zweck — als in der bürgerlichen Gesellschaft, die nichts mehr zu tun haben will mit dem, der einmal das Gesetz übertrat . . . Aber ich habe mich — obwohl es mir mitunter schlecht ging und die Angebote glänzend waren — doch niemals wieder dazu hergegeben, Handlanger von Dieben zu sein. Immer habe ich solches Ansinnen abgelehnt. Gestern nun bin ich zum Schein darauf eingegangen, um dem Sohn meines gütigen Wohltäters sein Eigentum zu geben, den Ring, der die Hand seiner Mutter schmückte, die sie voll Menschlichkeit dem ehemaligen Sträfling gereicht hat . . ."

Der alte Mann verstummt und seine Zuhörer schweigen.

In die Stille wirft Helbing die Frage:

„Und wer brachte Ihnen den Ring?"

„Ein Herr, der sich Bergell nannte."

„Sie glauben nicht, daß dies sein richtiger Name ist?"

„Nein."

„Kennen Sie ihn vielleicht unter einem andern?"

„Ja . . . aus bebilderten Zeitungsnachrichten als den Rennfahrer Magnus Dröge . . ."

Bernd preßte seine Lippen zu einem ganz schmalen Spalt zusammen.

„Und dann habe ich auch die Dame erkannt, die ihn begleitete, trotzdem sie vor dem Hause gewartet hat. Aber das Fenster stand offen und . . ." der Alte kommt ins Stottern.

„Ich danke Ihnen, Herr Tafler," sagt Bernd ruhig. „Sie haben wohl auch schon früher einmal meine Braut in meiner Begleitung gesehen?"

„Ja, so ist es, Herr Doktor. Ich liefere Straß-Steine auch an Modesalons, und Herr Doktor haben kürzlich das gnädige Fräulein zu solch einem Atelier begleitet. Zufällig hörte ich damals auch noch die Namen . . ."

„Noch etwas, Herr Tafler", läßt Helbing sich vernehmen, „ich verstehe nicht, daß ein Mann wie dieser Dröge Ihnen ein derartig kostbares Schmuckstück ohne weiteres anvertraut."

„Ach, mein Herr, daß ich jemanden „verpfeife", das traut mir niemand zu. Gerade Gauner haben darin ein feines Urteilsvermögen, das sie kaum jemals täuscht. Und daß ich den Schmuck unterschlagen könnte, das glaubt so ein Dröge-Bergell erst recht nicht. Denn, was könnte ich, der schäbige, kleine Tafler, der für die Diebe zu ehrlich und für die Ehrlichen zu diebisch ist, schon groß damit anfangen?! Überdies hat er sich aber als Sicherheit mein Sparbuch geben lassen. Wenn es auch auf keinen sehr hohen Betrag lautet, so bedeutet es doch für mich als mein Notgroschen alles."

„Wieviel ist es denn?" will Bernd wissen.

„896 Mark, Herr Doktor, es läßt sich jetzt sehr schwer etwas auf die hohe Kante legen."

Bernd füllt einen Scheck aus.

„So, mein lieber Herr Tafler, hier haben Sie den Gegenwert. Und die kleine Aufrundung nehmen Sie als Ausdruck meiner großen Dankbarkeit."

„Nein, Herr Doktor, keinesfalls", wehrt der Alte erschrocken. „Ich bin dem Rainerhaus lebenslänglich Dank schuldig."

„Das haben Sie längst wettgemacht. Und das Geld müssen Sie nehmen, denn Ihr Sparbuch sehen Sie ebensowenig wieder, wie Herr Dröge diesen Ring."

„Die Herren werden also die Ordnung der Angelegenheit nun selber in die Hand nehmen?"

„Ja, Herr Tafler."

Beide schüttelten dem alten Mann die Hand, der dann hinausstolpert.

Mit Helbing allein, verwahrt Bernd zunächst den Ring in seinem Würfelgehäuse aus dunkelviolettem Samt und dieses dann in dem Wandtresor unter dem alten französischen Stich. Er tut es mit langsamen, müden, aber bestimmten Bewegungen.

Schließlich bricht Helbing das Schweigen.

„Das hier . . . ich meine, was wir eben hören mußten, entbindet dich doch nun wohl deines Wortes Felicitas gegenüber?!"

„Ja, Franz, ich glaube, ich kann mir daraufhin sogar die letzte persönliche Abrechnung mit ihr ersparen und dir diese überlassen. Das heißt, wenn du das für mich tun willst."

„Selbstverständlich, Bernd!"

„Dann geh doch, bitte gleich! Ich möchte diese Sache so rasch als möglich geordnet haben, sonst — werde ich doch noch wahnsinnig."

Aufstöhnend preßt er die Fäuste gegen die Schläfen und verrät dadurch, wie viel an äußerster Selbstbeherrschung ihn die zur Schau getragene Ruhe kostet.

Helbing hat inzwischen nach dem Telephon gelangt und die Verbindung mit der Pension „Splendid" hergestellt.

„Ist Fräulein Olgers anwesend? Ja . . .? Also bitte, dann bestellen Sie ihr, sie möchte nicht fortgehen. Herr Doktor Rainer schickt ihr etwas hinüber . . . Jawohl, jetzt gleich, in wenigen Minuten . . . danke!"

„Hier hast du auch den Brief von Professor Olgers, den sie im Taxi verloren hat, Franz. Und nimm, bitte, auch mein Scheckbuch mit. Ich unterschreibe dir ein Formular in blanko. Du wirst ja sehen, was nötig ist . . ." Bernd spricht mit einer in verdrängter Qual zerpreßten Stimme.

„Sorge dich nicht Bernd. Ich werde schon alles in Ordnung bringen und sofort nachher zu dir kommen."

Helbing ist gegangen.

In Bernds gramvolles Sinnen drängt sich plötzlich, ganz abwegig, der Gedanke:

So wie sein Vater zu diesem Tafler, ist seine Frau zu jenem Lensing gewesen . . . Sie, die ihm nie Frau gewesen war, von der er eigentlich so wenig weiß. Das aber weiß er genau: Sie hat in dieses Haus gepaßt. Sie hat sich eingefügt seiner Tradition . . .

*

Im selben Augenblick, da Helbing Felicitas' Pensionszimmer betritt, weiß sie, daß sie verspielt hat.

Es ist kein heißer Schreck, der sie überfällt; ein eisigkaltes Gefühl des „also doch" läßt sie erschauern.

„Machen Sie es kurz!" Ihre Stimme klingt wie zersprungenes Glas.

„Bernd läßt Ihnen sagen, daß er den Verlobungsring erhalten hat, den Sie ihm über Herrn Bergell-Dröge und den Glasschleifer Tafler zurückschicken ließen."

„Oh, das klappte ja vorzüglich."

„Er wiederum schickt Ihnen hier den Brief Ihres Vaters, den Sie vorgestern im Taxi verloren haben."

„Ach so . . . hm . . . das also . . . Tja, mein Vater und Magnus Dröge; dazwischen ich. Sehen Sie, Herr Helbing, niemand ist so schlecht, als daß er nicht noch seinen Meister fände. Mein Vater ist schlecht. Ich bin schlechter — nicht nur als seine Tochter, sondern zudem noch von Dröge vergiftet. Der aber ist der schlechteste, der Teufel. Warum machen Sie ein so ablehnendes Gesicht, Franz Helbing? Sie, der geborene Freund und Beichtvater. Warum wollen Sie just mein Bekenntnis nicht hören?"

„Auch ohne Ihr Bekenntnis kann Dröge das Taflersche Sparkassenbuch behalten und Sie bekommen außerdem noch einen Scheck in angemessener Höhe."

„Ja, etwas Geld werde ich wohl noch von Bernd annehmen. Ich spiele weder die Stolze noch die Leidenschaftliche. Ich bin nicht für Pathos. Ich mache Ihnen auch gar keine Szene. Aber lassen Sie sich gesagt sein: Mein Vater schnupft das weiße Pulver, um Vergessenheit im Rausch zu finden. Ich trage ein gelbes Pulver anderer Zusammensetzung ständig bei mir, das, in Wasser aufgelöst und einfach heruntergeschluckt, alle irdischen Sorgen und Nöte mit einem Schlag beendet. Aber heute ist die Stunde dafür noch nicht gekommen . . . Ich tue Bernd, der so anständig mir gegenüber ist, auch keinen zweiten Selbstmordskandal binnen weniger Wochen an."

„Was reden Sie da für ungereimtes Zeug, Fräulein Olgers?"

„Aber gar nicht. Oder glauben Sie, es wäre von Vorteil für Bernds Ruf, wenn man zu klatschen anfinge: „Bringt sich da erst die sogenannte Frau um, und gleich hinterher die sogenannte Braut. . . .

„Lassen Sie Frau Blandine aus dem Spiel, die keinen Grund hatte, ihr reines Leben fortzuwerfen, die das Opfer eines tödlichen Unglücksfalles wurde."

„Pah, das Ammenmärchen glauben Sie wirklich, Franz Helbing?"

„Da Sie sie nicht ins Wasser gestoßen haben, obzwar ich Ihnen auch diese Schlechtigkeit zutrauen würde, bleibt wohl keine andere Deutung übrig."

„Sie sind beinahe auf der rechten Spur, teurer Rainerfreund. Haben Sie noch nie gehört, daß man einem Menschen Selbstmord suggerieren kann?"

„Das ist ausgemachter Unsinn."

„Keinesfalls. Mir war an Blandine Reiners Verschwinden gelegen. Und da ich, wie Sie so scharfsinnig bemerkten, leider nicht selbst Hand anlegen konnte, habe ich mich noch einmal mit Dröge zusammengetan. Was sich letzten Endes soeben als Fehler in der Rechnung erwiesen hat. Ich war seit Jahr und Tag glücklich von dem Mann losgekommen gewesen, der mich als blutjunges Ding in einer verrückten Nacht am Cap Martin verführte. Damit starb jede Liebesmöglichkeit in mir, und damit erst wurde ich ganz schlecht. Ich sagte Ihnen ja schon, Magnus Dröge ist ein Satan. Immer wieder ist er aufgetaucht, immer wieder hat er seinen diabolischen Einfluß auf mich ausgeübt. Ausgerechnet zu mir kam er immer wieder zurück, der sich sonst niemals nach einer der zahllosen Frauen umgesehen hatte, die er spielerisch nahm und wegwarf nach seinem Belieben. Von mir aber kam er nicht los. Wenn auch stets längere Zeiten der Trennung eintraten. Es trieb ihn doch immer wieder zu mir, und ich war seiner Macht verfallen, trotz Haß und Abscheu. Ursache und Wirkung, Wirkung und Ursache; zuletzt verschwammen sie ineinander . . . über ein Jahr seinem Einfluß entzogen, wollte ich

mich in eine Ehe mit Lorenz retten. Sie kennen das Ergebnis meines Versuchs. Sie wissen, was diesem folgte. Zuerst Bernds Heilung. Noch wußte ich nicht, wie ich diese Blandine am raschesten verdrängen konnte — rasch aber mußte es gehen, denn das Wasser stieg mir bis zur Kehle —, da bescherte mir der gespenstige Zufall eine Begegnung mit Dröge. Er war total abgebrannt. Ich nannte ihm meine augenblickliche Chance. Er wollte Blandine Rainer den Selbstmord suggerieren. Hatte ähnliche Stücke schon durchgeführt. Und tatsächlich passierte drei Tage später das Unglück . . ."

„Hören Sie auf, Felicitas Olgers!"

„Bin sowieso gleich fertig. Dröge und ich spielten daraufhin in Zoppot. Dröge verstand es nämlich meisterhaft, im gegebenen Augenblick das Glück ein wenig zu seinen Gunsten zu — hm — beeinflussen. Freilich, nicht ohne Hilfe. Aber ich bin gelehrig und geschickt. Na, und so gelang uns ein netter Fischzug beim Bakkarat. Alles hätte geklappt, wäre Dröge nicht, während ich bereits in Berlin als Verlobte des Rechtsanwalts Rainer spazierenging, am Roulettetisch wieder um seinen ganzen Gewinn gekommen. Er fuhr geradeswegs hierher. Verlangte Geld. Ich hatte selber nicht genug. Er drängte zum Verkauf des Ringes. Ich war leichtsinnig und das dann aus lauter Angst, knapp vor dem Ziel, das Allerdümmste. Voilà . . ."

„Sie werden mit diesem Mann Deutschland verlassen."

„Das wird tatsächlich das gescheiteste sein."

Helbing füllt den Scheck aus und reicht ihn Felicitas.

Diese nickt.

„Ja . . . ich werde heute noch abreisen. Sagen Sie es Bernd . . . Und nun werde ich wohl schon lebenslänglich zu Dröge verurteilt bleiben. Ohne Begnadigung. Dabei immer tiefer sinken, bis dann mein gelbes Pulver herhalten muß . . ."

(Fortsetzung folgt.)

Am andern Ufer.

Erzählung von Kurt Herwarth Ball.

Der Strom hatte Hochwasser. Das kam um den Bogen herumgegurgelt, strudelte, wellte, stieg unablässig und war grau und trüb und mit allerlei Dingen erfüllt, die vor Stunden oder Tagen droben in den Wäldern geruhsam am Ufer gestanden hatten, also Buschwerk und Geäst und geschnittenes Holz. Die Wasser waren schon nahe an die Flußseite des Fährhauses gekommen, würden wohl bald in das kleine Haus eindringen und dann den grauen Mann aus den ebenerdigen Räumen auf den Boden drängen. Freilich, dort oben hatte er schon manchen Tag und manche Nacht gesessen, Ziegen und Hühner bei sich, ganz früher auch Weib und Kind; damals aber war er jung gewesen, jünger wenigstens und hatte dem Hochwasser ein trotziges Liedlein gepfiffen. Jetzt war er alt und grau, hager, gebückt, krumm beinahe — und allein.

Er starrte auf den Kahn, der an langer Kette im wilden Strom trieb und von den Wassern hin und her gerissen wurde. Der halbe Nachmittag war vorbei, da kamen Schritte, eine Stimme fluchte. Tobias Thiele! dachte der alte Fährmann, ohne den Kopf zu wenden, der Bauer, der ebenso allein war wie er. Nur, der hatte seine Frau weggejagt, und ihm war sie allein weggelaufen. Seiner hatte es in der Einsamkeit am Wald und Fluß nicht mehr gefallen, und der Bauer Tobias Thiele hatte seine Frau gleich im ersten Ehejahr mit einem anderen zusammengefunden. Er sprach nicht darüber, und wenn die Frau mit dem Jungen, der seiner war, einmal ins Dorf zu ihren Verwandten kam, dann ging Tobias Thiele nicht aus dem Hause. Das war nun an die zwanzig Jahre her, und einmal hatte der Junge an des Bauern Tür geklopft; er hatte gesagt, er wolle einmal seinen Vater sehen, aber der Bauer kam nicht heraus und hieß ihn durch einen Knecht vom Hofe gehen.

Nun saßen die beiden Männer hinter dem Haus, der Bauer an die Fünfzig und der Fährmann über Sechzig, aber älter und grauer und seit ein paar Tagen nicht mehr so recht in Ordnung. Er hatte sich wohl beim Übersetzen vertan und bekam nun den schon gekrümmten Rücken gar nicht mehr gerade. Solange niemand an die Fähre kam, ging es ja auch, und bei dem Wasserstand kam schon keiner, da führen sie lieber die wenigen Kilometer bis zur Brücke.

Einmal wandte der Fährmann den Kopf dem Bauern zu und fragte, was es denn gäbe, das Tobias Thiele so mitten aus seiner Arbeit und bei dem Wetter hergetrieben habe.

Na, wenn nun einer käme, meinte der Bauer; er schaffe es mit seinem krummen Rücken doch bei dem Wasser nicht.

Kommen? verwunderte sich der Fährmann, bei der Flut, die doch ein jeder kenne. Oder — ob Tobias Thiele einen erwarte? — Er jemand erwarten? Wen denn? lachte der Bauer auf; aber der Fährmann merkte, das Lachen war nicht ehrlich, und wie er den Bauern ansah, bemerkte er, daß der lange Wasserstiefel trug. Sie schwiegen wieder, saßen starr nebeneinander, kaum, daß sie sich bewegten, bis dann der Fährmann wieder den Kopf hob und sagte: „Du denkst immer noch an Berta."

Tobias Thiele drehte den Kopf langsam zur Seite, das war, als koste es ihm Mühe. Sein Atem ging hart aus den Nüstern, daß ihm die breite Brust tief einsank. „Das ist zwanzig Jahre her", antwortete er. „In der Zeit kann man allerhand vergessen."

„Schon." Der Fährmann nickte. „Wenn einer vergessen kann, dann schon. Aber wenn einer nicht vergessen will, dann mag es sein, daß er alle Jahr auf den Tag wartet und auch den Weg kennt."

„Sei still!" grollte es aus dem Bauern.

Sie saßen danach weiter nebeneinander. Einmal, als sie den Blick hoben, bemerkten sie, daß drüben die Wasser zwischen den alten Buchen aus dem Wald liefen. Da wußten sie, daß der Uferbogen abgeschnitten war vom höher steigenden Wasser; und wenn nun einer nahe dem Fluß war, also von der sachten Höhe drüben herunter, dann konnte er nicht mehr vorwärts und nicht mehr zurück, und es mochte auch nicht mehr lange dauern, dann war drüben alles bis an die Waldhänge unter Wasser.

Der Fährmann sagte nur: „Tje —." Tobias Thiele nickte; aber dann griff er nach der Uhr, und eben, als er aufatmen wollte, ertönte von drüben ein Ruf, so hart und hoch, wie ihn nur das drängende Wasser erzwingen kann.

Die Männer sahen auf. Da drüben standen zwei, eine Frau und ein junger Mann. Sie hoben die Arme und riefen zugleich.

Der Bauer sprang auf. Der Fährmann wollte sich erheben, sank aber mit einem Ächzen wieder auf die schmale Bank nieder, mit der Hand an seinen Rücken greifend. Noch einmal versuchte er es; der Bauer griff mit zu, so kam er hoch, stand und schwankte. Langsam tappte er vorwärts, am Wasser entlang nach dem Pfahl, an dem die Kette des Kahnes straff gespannt hing. Doch als er sich bückte und die Kette löste, kam er nicht wieder hoch, hätte die Kette und damit den Kahn beinahe weggleiten lassen, wäre Tobias Thiele nicht herbeigesprungen, sie aus seinen Händen zu nehmen.

Da stand nun Tobias Thiele am strömenden Wasser, hielt die Kette und damit den Kahn und achtete nicht mehr auf den stöhnenden Fährmann an seiner Seite. Er starrte nur hinüber zu der Frau und dem jungen Menschen, die er — ja, hundertmal ja! — erwartet hatte. Nun ließ er langsam Glied um Glied der Kette aus seinen Händen gleiten. Es war vielleicht nur noch ein Meter, den er hielt, ein Meter, dann riß der Strom den Kahn weg, trieb ihn durch seine Strudel bergab, und die beiden Menschen dort drüben — Tobias Thiele lachte kurz auf, sie mochten rufen und schreien, beten seinetwegen, das Wasser war unerbittlich, würde in dieser Nacht auch einen Menschen nicht da am Rande stehen lassen.

Der Fährmann griff nach der Kette. „Gib her, Tobias! Man muß erst ein Stück stromauf."

Der Bauer gab die Kette nicht frei. Sie starrten sich in die Augen — waren sie noch Freunde? Oder schon Feinde?

Da war etwas wie Sprache in der Kehle des Bauern: „Das ist meine Stunde!"

„Deine Stunde?" fragte der andere. „Deine Stunde?"

„Ja, meine Stunde nach zwanzig Jahren — auf die ich gewartet habe!"

Von drüben kamen neue Rufe, dringender, drängender. Sah man am Fährhaus nicht, wie hier das Wasser stieg?

Da wandte sich der Bauer um und ging an dem schier erstarrten Fährmann vorbei; er zog den Kahn hinter sich her, stromauf, wie es seine Ordnung hatte, damit er bei dem Strudel der schnellen Wasser auch einigermaßen an den rechten Ort kam. Ehe der Fährmann einen Schritt getan hatte, stand Tobias Thiele im Kahn, hatte auch schon die lange Stange ergriffen — die Wasser faßten den Nachen, drehten ihn zweimal rund um und rissen ihn dann mit mächtiger Gewalt in die Mitte des Stroms.

Der Fährmann sah den Bauern schwanken; die Frau schrie heiser auf.

Tobias Thiele schien die Gewalt über den Kahn verloren zu haben, das Wasser war wohl stärker. Aber jetzt stand er wieder, hatte mit der langen Stange Grund gefaßt und hielt mit seiner ganzen Kraft den Nachen mitten im Strom fest. Schweiß brach ihm aus allen Poren. Langsam zwang er den Kahn über die Mitte, dann wurden die Wasser ruhiger; und wie er sich nun, schon nahe dem anderen Ufer, aufrichtete, um der Frau dort drüben ein höhnisches Wort, das höhnische Wort zuzurufen, das er sich zwanzig Jahre aufgespart hatte, blickte er sich selbst ins Gesicht. Sich selbst, seinem Sohn, den er nie gesehen hatte, der geboren war, als Berta Thiele von ihrem Mann weg war und immer noch nicht gewußt hatte, was damals, als der Bauer in das Zimmer trat, eigentlich geschehen. Berta Thiele hat nie begriffen, ob sie dem Fremden gehört hatte oder nicht, war zu der Stunde aus einem Schlaf erwacht, den Fremden über sich spürend, und da war Tobias Thiele auch schon ins Zimmer getreten.

Nun also sah Tobias Thiele sich selbst in seinem Sohn, und da blieb ihm der Ruf in der Kehle stecken. Er starrte mit großen Augen auf den jungen Menschen, und nach einer Zeit, die der Frau und ihrem Sohn endlos erschien, setzte er die Stange von neuem an und schob den Kahn ans Ufer.

Stumm, ohne Gruß und ohne Handschlag, standen die drei Menschen am Ufer. Schritt um Schritt ging der Bauer, die Kette des Kahns in den Händen, wieder stromauf. Er fühlte, daß das Gewicht des Kahns plötzlich leichter wurde, drehte den Kopf und sah seinen Sohn ziehen. Er sagte aber nichts. Er zog den Kahn nahe heran und deutete der Frau, daß sie einsteigen möge. Als sie sich in der Mitte des Kahns niederließ, sich also umwandte, sah sie die beiden Männer einander gegenüberstehen und sah, wie Tobias Thiele die Hand hob und sie seinem Sohn bot. Dann stieg er ein, und während der Junge den Kahn noch am Ufer hielt, bis der Mann an seinem Ende war, Tobias Thiele also an der Frau vorbeiging, verspürte sie eine leichte Berührung; aber ein Wort war bis dahin noch nicht gefallen.

Die beiden Männer zwangen den Kahn über den Strom. —

Nachher, als der alte Fährmann es abgelehnt hatte, mit ins Dorf zu kommen, gingen die drei Menschen durch den Abend. Tobias Thiele hatte recht behalten, es war seine Stunde gewesen, auf die er seit zwanzig Jahren wartete, nur — sie war anders gewesen, als er sie sich in seinen einsamen Nächten vorgestellt hatte.

 **Bunte Chronik** 

Woher stammt der Name „Verteidiger"?

Sicher werden viele der Meinung sein, daß die Bezeichnung „Verteidiger" für den Rechtsbeistand in Straf- und Zivilprozeßsachen ein Ausdruck ist, der ursprünglich von kämpfen herstammte und der erst später aus der Alltagssprache in die Rechtssprache eingegangen ist. Und doch ist gerade das Umgekehrte der Fall, erst aus der Rechtssprache hat man die Worte „verteidigen, Verteidiger, Verteidigung" in die Sprache des gewöhnlichen Lebens verpflanzt. Unsere Vorfahren nannten die Gerichtsverhandlung „Thing oder Ding". Da man nun, der alten Überlieferung gemäß, alle Rechtspflege ruhen ließ, sobald die Sonne (die alles an den Tag bringen sollte) sank, also nur „bei Tage verhandelte", so hieß man auch die gerichtliche Sitzung den „Tageding", „Taiding" oder „Teiding". Die dazugehörigen Zeitwörter „tagedingen, tegedingen, vertedingen, verteidingen" bedeuteten so viel, wie gerichtlich „verhandeln". Über die eben angeführten Wortformen siegte schließlich unser heutiges „verteidigen". Ein „Verteidiger" ist also nach der Überlieferung nur der, der vor dem Tageding oder auf dem Tageding die Sache eines anderen führt. Unsere Vorfahren kannten übrigens auch noch den Ausdruck „Teidingsmannen". Womit man Schiedsmannen und Richter meinte.

Kaliforniens „rote Zettel".

Gegen rücksichtslose Autofahrer, die durch wildes Rasen die Straßen unsicher machen, hat auch die kalifornische Polizei jetzt wirksame Maßnahmen getroffen. Jeder, der die vorgeschriebene Höchstgeschwindigkeit überschreitet, wird mit einem polizeilichen Geschenk in Form eines roten Zettels bedacht. Dieser Zettel ist auch für alle Autler bestimmt, die in betrunkenem Zustand gegen den Baum fahren oder sonst ein Unglück verursachen. Wagen mit einem derartigen roten Zettel sind in Zukunft der besonderen Aufmerksamkeit aller Straßenbenutzer empfohlen. Die unangenehmste Folge der Kennzeichnung ergibt sich jedoch auf dem Gebiet des Versicherungswesens. Die kalifornische Verkehrsverwaltung hat sich mit den Direktoren der Versicherungsgesellschaften in Verbindung gesetzt. Jeder Wagen mit rotem Zettel zahlt in Zukunft das Dreifache der bisherigen Versicherungsprämie. Wenn das nicht nützt . . . !

 **Lustige Ecke** 

Fastnachtskater.



„Du kriegst die Motten! Wo sind meine ganzen Haare geblieben?"

Verantwortlicher Redakteur Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.